

more with the reasons why archaeological research was done and how difficult the interpretation of the results have been, than with Constantine and Rome. A conclusion of the whole book is missing however.

Two main elements thus completely undermine Holloway's text. One is the general lack of arguments in almost every discussion of any of the monuments. This invariably leaves the reader empty handed. What Holloway makes of all these monuments, what discussing them results in remains unknown to the reader. The second element of course is the grave error made in the reconstruction of the evolution of the early Christian St. Peter's. Even though that building doesn't exist anymore, the documentary and archaeological evidence are such, that scholars agree upon the essential elements of the reconstruction, with which Carpić's view stands at odds. That makes it very hard to take other parts of *Constantine and Rome* seriously. Since Holloway hasn't formulated his goals in an introduction, at the end of his book there aren't any questions left to be answered or problems to be solved, which explains the lack of a conclusion. Unfortunately, the title of the book is more promising than the contents of it.

LEX BOSMAN

*Institute for Art History and Musicology
Utrecht University*

Klaus Gereon Beuckers, Johannes Kramer und Michael Imhof (Hrsg.): Die Ottonen. Kunst – Architektur – Geschichte; Petersberg: Michael Imhof Verlag 2002; 384 S., 592 Abb., davon 237 farbig; ISBN 3-932526-91-0; € 39,80 (zugleich Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgemeinschaft 2002)

Nicht zuletzt der tausendjährige Abstand, der Anlass für verschiedene Jubiläen lieferte, rückte die Zeit der Ottonen in den vergangenen Jahren verstärkt in den Fokus der Betrachtung von Ausstellungspublikum wie Wissenschaft. Als jüngste große Publikation zum Thema erschien 2002, also, wenn man so will, zur tausendjährigen Wiederkehr des Amtsantritts Heinrichs II. (1002), der hier vorzustellende Sammelband, der mit nicht geringem Anspruch „Die Ottonen“ getitelt wurde, in der Unterzeile „Kunst-Architektur-Geschichte“, die seinen Inhalt etwas näher spezifiziert. Die thematische Gewichtung der insgesamt 23 Einzelbeiträge ist jedoch nicht, wie der Untertitel vermuten ließe, paritätisch, was die Herausgeber selbst in ihrem Vorwort nicht vergessen anzumerken. Mit zwölf Aufsätzen weit mehr als ein Drittel des Gesamtumfangs einnehmend, liegt ein deutlicher Schwerpunkt auf Aspekten ottonischer Architektur. Die übrigen der insgesamt 384 Seiten teilen sich hauptsächlich Beiträge zu Ikonographie, Buchmalerei und Schatzkunst.

Die historischen Ottonen hin oder her, die mit dem Tod Heinrichs II. als Herrscherlinie 1024 erloschen; es bleibt, wie üblich und zu Recht, auch in diesem Band die frühsalische Kunst nicht ausgespart, die in ihren Entwicklungslinien von der ottonischen Kunst nicht abzutrennen ist. Der behandelte Zeitraum entspricht damit eher

der kulturhistorischen Epoche, für die Henri Focillon den Begriff des *L'an mil* geprägt hat, um letztlich die politisch begründete Epocheneinteilung nach Herrscherdynastien zu ersetzen.

Die stattliche Autorenliste zählt 18 Namen, darunter ausgesprochene Spezialisten und einschlägig bekannte Ottonenforscher, jedoch keinen Vertreter der älteren Generation von Wissenschaftlern, die die Sicht auf die Zeit der Ottonen in den letzten Jahrzehnten maßgeblich geprägt hat. Eine Entscheidung der Herausgeber, die sicher ihr Gutes hat, bot sie doch damit jüngeren Tendenzen und neueren Aspekten der Ottonenforschung angemessen Raum.

Auf eine historische Einführung des Verlegers und Mitherausgebers Michael Imhof zu Beginn des Bandes, die sich weitestgehend auf eine Schilderung der Ereignisgeschichte beschränkt (schon deshalb wirkt die ausführliche Bildunterschrift zum Grab Ottos I. im Magdeburger Dom (S. 19) seltsam fehl am Platz), folgt Steffen Patzold (Hamburg), der sich zu „Herrschaftsvorstellungen der Ottonenzeit“ äußert. Nach einer kurzen Übersicht der erhaltenen Schriftquellen zeichnet er ein kritisches Bild grundsätzlicher Erkenntnismöglichkeiten zu ottonischen Herrscher- und anderen Persönlichkeiten. Literarische Topoi, Panegyrik und Phrasen verschleiern historische Quellen oft ebenso wie gezielte Ansprüche der Verfasser an die umschriebenen Personen. Die quellenmäßig überlieferten Tätigkeiten ottonischer Herrscher und die in Quellen formulierten Erwartungen an deren Tätigkeiten fokussiert Patzold auf den Gesichtspunkt des Verzeihens, Schenkens und Belohnens vonseiten des reisenden Herrschers, der damit die Großen des Reiches in persönlichen Begegnungen durch Gewähren und Entziehen von *honor* an sich binden konnte. Als wesentlicher Teil der staatlichen Ordnung ist dies ein neuer Baustein in der vor allem durch Gerd Althoff geprägten Vorstellung einer ritualisierten, hochkomplexen Herrschafts- und Gesellschaftsstruktur im Zeitalter der Ottonen.

Einen anderen Aspekt ottonischer Herrschaft untersucht Ludger Körntgen (Tübingen), der mit seinem Beitrag „König und Priester. Das sakrale Königtum der Ottonen zwischen Herrschaftstheologie, Herrschaftspraxis und Heilssorge“ an seine Habilitationsschrift von 2001 anknüpft. In ottonisch-frühsalischer Zeit war die Unterordnung der Bischöfe unter den König noch weit davon entfernt, als die Anmaßung empfunden zu werden, wie dies in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts schließlich im Investiturstreit kulminieren sollte. Dennoch war auch in ottonischer Zeit der König gegenüber der Kirche nicht der allein weisungsberechtigte, mit absolutem Anspruch antretende Herrscher. Entscheidungen wurden in zum Teil zähem Ringen um Konsens erreicht. Unantastbar blieb dabei jedoch der sakrale Charakter des Königtums, wie er sich im liturgischen Zeremoniell äußerte. Daß dieser Charakter durchaus vielschichtig war und mit dem Begriff des „Königspriestertums“ nur unzureichend beschrieben werden kann, betont Körntgen. Die Vorstellung vom ottonischen König als *rex et sacerdos* untersucht der Autor exemplarisch an Herrschaftsbildern der Reichenauer und Regensburger Buchmalerei, zeigt aber zugleich, daß eine an einer einzelnen Darstellung entwickelte Deutungstheorie nicht ohne weiteres auf formal ähnlich angelegte Miniaturen übertragen werden kann.

Klaus Gereon Beuckers (Stuttgart) nimmt in seinem Aufsatz „Das ottonische Stifterbild – Bildtypen, Handlungsmotive und Stifterstatus in ottonischen und frühsalischen Stifterdarstellungen“ einen Faden seiner Forschungen der vergangenen zehn Jahre wieder auf, hatte er sich doch seit seiner Bonner Dissertation zur Stiftungstätigkeit der Ezzonen (1993) wiederholt mit ottonischer Stiftungspolitik beschäftigt. Seine hier vorgetragenen Überlegungen gründen auf Arbeiten von Joachim Prochno (1929) und Peter Bloch (1962), die sich beide intensiv mit Stifter- und Dedikationsbildern auseinandersetzen und den Bestand an Darstellungen nach inhaltlichen und formalen Kriterien in Gruppen unterschieden. Bewegten sich Prochno und Bloch jedoch im wesentlichen in den engen Grenzen einer formbestimmten Kunstgeschichte, versucht Beuckers, Stifter- und Dedikationsdarstellungen unter dem erweiternden Aspekt verschiedener Funktions- und Aussageebenen zu verstehen. Dabei unterscheidet er zwischen Devotions-, Dedikations- und Repräsentationsbild. Die wesentliche Bildaussage fokussiert Beuckers auf die Formulierung bzw. Charakterisierung des Stifterstatus' und seiner Stellung im Heilsgefüge, die jedoch weniger auf die geübte Memoria, als vielmehr argumentativ auf die Erlösung hin ausgerichtet sei.

In einem Beitrag zu „Monastische Meditatio versus fürstliche Repräsentation? Überlegungen zu zwei Gebrauchsprofilen ottonischer Buchmalereien“ entwickelt Christoph Winterer (Frankfurt a. M.) zwei verschiedene Modelle funktionsbezogener Nutzung illuminierter Handschriften. Dabei geht er hauptsächlich der Frage nach, ob es in ottonischer Zeit eine repräsentative (für weltliche und geistliche Herrscher) und eine meditative (für Mönche und Nonnen) Funktionsebene gegeben habe, die sich in den Handschriften ihren jeweiligen Auftraggebern bzw. Benutzern gemäß isolieren ließe. Am Beispiel der ottonischen Herrscherbilder in Handschriften wie dem Evangeliar Ottos III. in München und dem Dedikationszyklus des Gero-Codex in Darmstadt verdeutlicht Winterer Anspruch und Wirkung repräsentativ ausgerichteter Bildstrukturen. Dagegen wird der Sinngehalt theologisch anspruchsvoller Bildprogramme in Verbindung mit Tituli, wie etwa dasjenige des Regensburger Uota-Codex, komplexer und erfordert die wiederholte und reflektierende Beschäftigung mit dem Betrachteten und Gelesenen im Sinn der *meditatio*. Winterer zeigt jedoch auch die fließenden Grenzen zwischen Repräsentation und *meditatio* in Abhängigkeit der jeweiligen Handschriftenbenutzer. Eine Handschrift wie das Gebetbuch Ottos III. in München etwa vereint beide Ansätze in sich, indem es repräsentative Elemente mit Anregungen zur *meditatio* verknüpft. Das Gebrauchsprofil eines Codex kann somit variieren. Winterers Interpretationsansatz vermag sicherlich einiges zum Verständnis von Ikonographie und Gebrauch ottonischer Miniaturmalerei beitragen, doch verschweigt der Autor selbst nicht die Modellhaftigkeit seiner Thesen. Bedenkenswert wäre hier ferner, inwieweit bestimmte Inhalte der Bilder und ihre Anforderungen an den Betrachter auch schon in den anzunehmenden Vorlagen enthalten waren und unverändert übernommen wurden.

Manuela Beer (Köln) widmet sich in ihrem Aufsatz „Ottonische und frühsalische Monumentalskulptur“ einem in der jüngeren Forschung seit Rudolf Wesenbergs grundlegender Arbeit von 1972 kaum bearbeitetem Thema. Abgesehen von da-

tierbaren Monumenten wie dem Gero-Kruzifix des Kölner Doms hat die Skepsis gegenüber stilkritischer Einordnung frühmittelalterlicher Großskulpturen seit Christian Beutlers Untersuchungen nicht eben abgenommen. Beer beschränkt sich auf in Holz gefertigte Kruzifixe und Sitzmadonnen und behandelt die ausgewählten Denkmäler vor allem in Hinblick auf ihren funktionalen Zusammenhang. Der Beitrag ist sicherlich ein guter Ausgangspunkt für eine umfassende und systematische Untersuchung der ottonisch-frühsalischen Skulptur, die nicht zuletzt vor dem Hintergrund neuerer technologischer Befunde zu einzelnen Objekten ein schwieriges, wenngleich auch lohnenswertes Unterfangen wäre.

Irmgard Siede (Mannheim) ist mit zwei Beiträgen zur Elfenbeinkunst und zur Goldschmiedekunst vertreten, die sie unter gleichartigen Fragestellungen wie Stiftung und Funktion, Vorbilder, Materialbedeutung und Werkstatttopographie beleuchtet. Beide Aufsätze fassen Bekanntes zusammen und gehen dem einen Objekt oder dem anderen Phänomen etwas tiefer auf den Grund, ohne allerdings neue oder überraschende Erkenntnisse zu präsentieren. Als Einführungen in die ottonische Schatz- und Elfenbeinkunst sind die Aufsätze noch am ehesten geeignet.

Ein Teilgebiet der Schatzkunst vertieft im nachfolgenden Beitrag Sybille E. Eckenfels-Kunst mit ihren Überlegungen *Zur Verwendung ottonischer Emails*. Ornamentale Plättchen dienten vornehmlich der Rahmung, oftmals in Kombination mit gefaßten Edelsteinen, gelegentlich konnten sie auch, wie etwa im Fall des Buchdeckels des Codex Aureus Epternacensis in Nürnberg, in Kreuzform aufgebracht, zum Bedeutungsträger werden. Daneben wurden figürliche Emails wie Treifarbeiten oder Elfenbeinreliefs in unterschiedlichen formalen und inhaltlichen Zusammenhängen verwendet. Ein spezifisches Verwendungsprofil läßt sich dabei höchstens aufgrund der eingeschränkten Dimensionen der Emailtafeln erkennen, große Objekte in der Art der Severin-Scheibe in Köln waren sicher auch unter Berücksichtigung einer hohen Verlustrate eher die Ausnahme. Daß nun aber farbiges Email der sonstigen Goldschmiedekunst und Elfenbeinschnitzerei *überlegen* war, wie dies im Text immer wieder suggeriert und auf S. 188 schließlich ausgesprochen wird, ist wohl eher der Begeisterung der Autorin an ihrem Thema als den tatsächlichen Gegebenheiten zuzuschreiben. Wie sonst ließe sich etwa der Deckel des Perikopenbuchs Heinrichs II. in München verstehen, der von Rangstreitigkeiten der verwendeten Materialien nun wirklich kein Zeugnis ablegt.

Mit zwei Texten zur Wandmalerei schließt die nächste Gattung an. Auf einen allgemein gehaltenen Überblick zur ottonischen Wandmalerei von Mitherausgeber Michael Imhof folgt ein Beitrag von Christine Kenner (Zeitlofs) zur Wandmalerei in der Krypta von St. Andreas in Fulda-Neuenberg. Die Wandgemälde in Fulda zählen neben denen der Reichenau zu den seltenen erhaltenen Beispielen monumentaler Malerei an Produktionsorten anspruchsvoller Buchmalerei. Bedauerlich ist an diesem Aufsatz seine Kürze, unverständlich bleibt, warum etwa 100 Seiten später ein weiterer Beitrag derselben Autorin sich mit Architektur und Baugeschichte von St. Andreas beschäftigt. Wäre eine textlich zusammenhängende, umfassende Untersuchung zu Architektur *und* Ausstattung nicht ertragreicher gewesen?

Das verbleibende gute Drittel des Sammelbandes beanspruchen Aufsätze zur ottonischen Architektur. Nach einem ausführlichen Beitrag von Ulrich Knapp (Leonberg) mit „Überlegungen zu einer Geschichte der Architektur während der Herrschaft der Ottonen“, der streckenweise etwas additiv wirkt und diesen Eindruck auch in seinem inhaltlichen Ergebnis bestätigt, nach dem die ottonische Architektur vor allem durch regional bestimmten Stilpluralismus zu beschreiben sei und weniger durch übergreifende Entwicklungslinien, folgen Aufsätze, die mehrheitlich Einzeldenkmäler in den Blick nehmen. Verließen die bisherigen Beiträge der Publikation den sakral bestimmten Raum nur ausnahmsweise, beschäftigt sich nun Babette Ludovici (Quedlinburg/Leipzig) mit den ottonischen Pfalzen im Harzraum. Michael Dapper stellt dazu in einem Kurzbeitrag eigens die Pfalz Tilleda vor.

Den Schloßberg in Quedlinburg untersucht Reinhard Schmitt (Halle), der noch mit drei weiteren Beiträgen zu Memleben, Wendhausen und Querfurt vertreten ist. Schmitt referiert kenntnisreich die archäologischen und bautechnischen Befunde und stellt in so manchen Fußnoten durch eine verstärkte Auswertung von Altgrabungen eine Erweiterung unseres Wissens um diesen für die ottonische Geschichte höchst bedeutsamen Ort in Aussicht. In unmittelbarem Zusammenhang steht ein Aufsatz von Ulrich von Damaros und Thomas Wozniak (Quedlinburg/Köln) zur Kirche St. Wiperti, die Teil des ottonischen Pfalz-Komplexes in Quedlinburg war. Johannes Cramer und Stefan Breitling (Berlin/Frankfurt a. M.) untersuchen die Stiftskirche in Walbeck, die über lange Zeit aufgrund ihrer Lage im innerdeutschen Grenzgebiet der Forschung unzugänglich war.

Die beiden abschließenden Beiträge bieten vor allem katalogartige Aufstellungen architektonischer Denkmäler. Michael Imhof liefert einen alphabetischen Katalog der erhaltenen Bauten in Deutschland, Österreich und der Schweiz, der sich als Ergänzung zu den Bänden der *Vorromanischen Kirchenbauten* sehen möchte. Eine konsequente Ausstattung mit Grundrissen und, soweit sinnvoll, mit Schnitten wäre hier sicher zweckmäßiger gewesen als die in vielen Fällen aussagearmen Photographien.

Jens Reiche (mittlerweile Göttingen) stellt seinerseits einen Katalog italienischer Kirchenbauten des 10. und frühen 11. Jahrhunderts auf. Im einleitenden Text unternimmt er den schwierigen Versuch einer form- und zeitbezogenen Typologisierung des umfangreichen gesammelten Materials. Reiches ergiebiger Beitrag ist der Ausgangspunkt eines größeren Projektes, auf dessen Fortgang und Ergebnis man gespannt sein darf.

Am Ende bleiben manche Fragen offen. Die heterogene Mischung aus hochkarätigen, mit fundierter Originalität verfaßten Aufsätzen, sachgerecht und präzise vorgenommenen Aufarbeitungen einzelner Themenkomplexe oder Denkmäler und eher lauen Beiträgen mit stark additivem Grundzug läßt sich in einem Sammelband nur schwer vermeiden. Dennoch stellt sich die Frage, an wen sich die Publikation in ihrer Gesamtheit wenden möchte. Die Zusammenstellung der einzelnen Beiträge wirkt gelegentlich etwas zufällig. Für ein Kompendium sind Themenauswahl und Redaktion zu unentschlossen, für den nach neueren Ansätzen und Ergebnissen Suchenden sind die flach gehaltenen Einführungen verzichtbar. So wird jede der denkbaren Zielgrup-

pen zumindest partiell entweder überfordert oder enttäuscht sein. Lobenswert sind sicher die guten Abbildungen, darunter und vor allem Farbabbildungen von Objekten, die man in bisherigen Publikationen vergeblich suchte. Weniger gelungen ist dagegen die uneinheitliche Bildregie bzw. das z. T. verstörende Layout (etwa die unschöne Gegenüberstellung zweier Seiten aus der Bamberger Apokalypse in unterschiedlicher Größe, S. 14/15). Insgesamt aber bietet der vorliegende Band dem an Kunst und Architektur der Ottonen und frühen Salier interessierten Leser so manche Anregung und neue Erkenntnis, die er an anderen Stellen oft vermissen muß.

THOMAS LABUSTIAK
Paderborn

Donat Grueninger: Deambulatorium angelorum oder irdischer Machtanspruch. Der Chorumgang mit Kapellenkranz – von der Entstehung, Diffusion und Bedeutung einer architektonischen Form; Wiesbaden: Reichert-Verlag 2005; 372 Seiten, 90 Abb., 2 Karten; ISBN 3-89500-377-8; € 49,-

Die vorliegende Untersuchung gibt den Text einer bei Beat Brenk an der Universität Basel eingereichten kunsthistorischen Dissertation wieder, welche sich mit dem hohen allgemeinen Interesse beanspruchenden Phänomen des Chorumgangs mit Kapellenkranz beschäftigt. Im Vorwort erläutert der Verfasser zunächst seinen Blickwinkel dahingehend, daß es ihm um die Analyse von Bauformen ging, vermittels derer „eine Botschaft übermittelt“ resp. „eine Aussage verkündet“ werden sollte (S. 1). Daher verzichtete Grueninger auf Neuuntersuchungen der einzelnen Objekte (S. 2) und beschränkte sich zur Erhebung „möglichst aller Bedeutungen“ (S. 2) auf Text- und Bildmaterial. Da es dem Autor ausschließlich auf die Bedeutungserhebung ankommt, unterliegt auch die Auswahl der herangezogenen Beispiele diesem Postulat.

Im ersten von insgesamt 15 Teilen beschäftigt sich der Verfasser mit der Definition seines Zentralanliegens, wobei sich ihm wohl unvorbereitet die Komplexität eröffnet, „nach der Bedeutung von Architektur“ zu fragen, ohne die Terminologie und die hermeneutische Grundlegung geklärt zu haben. Daher ist auch dieses kleine Kapitel (S. 5–11) nur schwer zu verstehen. Es genügt vielleicht, darauf hinzuweisen, daß sich der Verfasser nicht dafür interessiert, „wie das fertig gestellte Kirchengebäude allegorisiert worden sei oder was es symbolisiert habe“, sondern „für die Aussagen, die Bauformen ausdrückten“ (S. 5). Deziidiert setzt er sich von der Studie Günter Bandmanns über die „Architektur als Bedeutungsträger“ ab und postuliert: „Mein Ziel ist es, Architektur zu verstehen“. In seiner Intention versucht Grueninger also, Bedeutungen und „Aussagen“ des Gebäudes jenseits der Zeichenhaftigkeit und jenseits der hermeneutischen Methoden zu erheben. Hier deuten sich allererst einige Mißverständnisse an, welche das Verständnis und die Verständlichkeit auch seiner folgenden Ausführungen beeinträchtigen.

Konkreter wird die Studie, indem sie allgemein das Problem der Rezeption anspricht, allerdings geschieht dies hier in enger Verwertung von bereits publizierten